

WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 34 Geschlechter-Differenz (1999), S. 57-74
Bücher zum Thema
Rezensionen

Besprechungen

Bücher zum Thema

Jessica Benjamin

Shadow of the Other.

Intersubjectivity and Gender in Psychoanalysis, New York-London 1998 (Routledge), \$18,99.¹

Jessica Benjamin verortet ihre Arbeiten am Schnittpunkt von psychoanalytischer und feministischer Theorie. Inhaltlich steht auch in *Shadow of the Other* die Frage nach der weiblichen Unterwerfung im Zentrum. Programmatisch formuliert sie im Vorwort: „where objects were, subjects must be“ (xii). Dies scheint zunächst die Kritik an ihrem einseitigen Subjektbegriff, wie sie etwa Allison Weir formulierte, zu bestätigen. So unbestritten die Bedeutung der Anerkennungsproblematik für das Geschlechterverhält-

nis ist, kommt doch anlässlich Benjamins Formel der Verdacht auf, sie ignoriere die psychoanalytische Überzeugung, daß das Ich nicht Herr(in) im eigenen Hause und somit niemals souveränes Subjekt ist. Dem begegnet Benjamin durch ein Denken des Anderen, das ihre neueste Publikation in den Vordergrund rückt. Es ist und bleibt ein wichtiges Anliegen feministischer Theorie, den Status der Frau als Objekt des Mannes zu bekämpfen. Aus diesem Grund arbeitet Benjamin an einem relationalen Denken, das das Verhältnis zwischen Subjekten betont. Ein Bewußtsein von der besonderen Verschränktheit von Subjekt und Objekt läßt sie über die Grenzen ihrer früheren Werke hinausgelangen, was sie vor allem der Auseinandersetzung mit der präödüpalen Vorzeit des Subjekts wie auch einem verstärkten Interesse für die bisexuellen

¹ Die deutsche Übersetzung ist bereits angekündigt: Der Schatten des Anderen, Frankfurt 1999 (Stroemfeld Verlag).

Identifikationen des Kindes verdankt.

Der Titel *Shadow of the Other* ist einer genaueren Betrachtung wert, denn er verdichtet einige zentrale Annahmen Benjamins und der zeitgenössischen Philosophie und ist somit – in gut psychoanalytischer Tradition – überdeterminiert. Der Begriff des Anderen beschäftigt zur Zeit vor allem die Phänomenologie; er ist noch immer für ein psychoanalytisch und feministisch motiviertes Interesse am Anderen unseres bewußten Denkens und Handelns zentral. Benjamin selbst verweist für ihre Auseinandersetzung auf ein Gespräch mit Simone de Beauvoir. Das Bild des Schattens läßt zudem die Lichtmetaphorik der Aufklärung anklingen.² Benjamin hat auch an den Schatten des Objekts aus Freuds Aufsatz *Trauer und Melancholie* gedacht. Vergegenwärtigen wir uns, daß dort das Ich vom verlorenen Objekt überschattet wird und übertragen dieses Bild auf die Frage der Geschlechterdifferenz, so kann Benjamins Unternehmen als eine therapeutische Arbeit an der Geschlechtermelancholie unserer Kultur verstanden werden. Doch im Gegensatz zum Weg in die Trauer, den Freud skizziert – es geht darum, den Verlust zu fühlen und zu akzep-

tieren – kann der Verlust, der diese Geschlechtermelancholie verursacht, bei aller feministischen Skepsis, ein Stück weit rückgängig gemacht werden. Die bislang unge dachte Weiblichkeit kann mittels einer Denk-, Sprach- und Beziehungsarbeit zumindest teilweise artikuliert werden. Eine Bewegung vom Körper zur Sprache wird wichtig, wie sie die psychoanalytische Therapie von Anfang an kennzeichnete. Benjamin nennt diese therapeutische Versprachlichung von Symptomen auch den Ursprung (primal leap) der Psychoanalyse.

Dieser therapeutischen Versprachlichung sind vor allem die ersten beiden Aufsätze gewidmet. Bertha Pappenheim, Breuers hysterische Patientin Anna O. und spätere feministische Aktivistin, ist für Benjamin die Symbolfigur einer Verbindung von Feminismus und Psychoanalyse, die allerdings damals nicht ungebrochen als ein Projekt innerhalb der Psychoanalyse verstanden werden konnte. Das lag vor allem an der bekannten Verknüpfung von Weiblichkeit mit Passivität, an der auch Freud – entsprechend den Konventionen seiner Zeit – festhielt. Benjamin zufolge konnte diese für alle nach Aktivität strebenden Frauen verhängnisvolle Verknüpfung insbesondere durch ein neues Verständnis der frühen Mutter-Kind-Beziehung aufgelöst werden,

2 So auch B. Weissaupt, Schatten über der Vernunft. In: Herta Nagl-Docekal, *Feministische Philosophie*, Wien 1990.

das die Mutter nicht mehr ausschließlich als Objekt des Begehrens des Kindes betrachtet, sondern sie auch als ein eigenständiges Subjekt versteht. Obwohl der Objektbeziehungstheorie für diese Wendung zur Mutter große Verdienste zukommen, kritisiert Benjamin deren Konzentration auf ‚Objekte‘. Ihr gehe es im Gegensatz dazu um eine Theorie der *Subjektbeziehungen*. Zudem naturalisiere die Objektbeziehungstheorie die Geschlechterdifferenz wesentlich stärker als Freud. So arbeite etwa Nancy Chodorow mit immer bereits existierenden Begriffen von Gender und kläre dabei weder, wie es zu unserem kulturellen Weiblichkeitsbild noch zur Hetero-Sexualität komme, sondern beides werde – reichlich unanalytisch – einfach vorausgesetzt (45). Damit sind die Grenzen eines Weges erreicht, der das Geschlechterverhältnis über die Objektbeziehung mit der Mutter zu bestimmen sucht. Benjamin wendet sich hier einem von Lacan beeinflussten Feminismus zu, dem durch die Untersuchung der Strukturbeziehung zum Phallus differenziertere Aussagen über Geschlechtlichkeit möglich seien (43). Jedoch dürfe es nicht zu einer bloßen Umkehrung der bislang am Mann orientierten Psychoanalyse kommen. Für die Strukturanalyse tauchten die alten Probleme einer Subjekt-Objekt Dichotomie wieder

auf. Objektliebe und Identifikation werden weiterhin als einander wechselseitig ausschließend gedacht (51). Statt dessen sei eine Theorie der Intersubjektivität zu entwickeln, in der man den anderen/die andere gleichzeitig als Objekt lieben und sich mit ihm/ihr identifizieren könne. Dieses Wechselverhältnis habe, so versucht Benjamin die Kritik an ihrer vermeintlichen Überbewertung der Frage von Anerkennung und Subjektivität zu entkräften, schon immer ihr Verständnis von Intersubjektivität bestimmt. Allerdings bleibt es nach wie vor schwierig, den *Schatten des Anderen*, der in Benjamins früheren Arbeiten noch weitgehend unthematisiert blieb, zum Thema zu machen. Das hat damit zu tun, daß in unserer Gesellschaft Passivität, Objektstatus, die präödicale Zeit, all das, was die patriarchalische Gesellschaft weiblich konnotiert, noch immer den Platz des Anderen einnimmt und wenig anerkannt ist. Eine Auseinandersetzung damit konfrontiert uns unweigerlich mit dessen Verlust und weckt bestenfalls Trauergefühle, die wir vermutlich erst einmal gerne vermeiden würden. Auch wenn Benjamins Verbindung von Struktur- und Beziehungsanalyse vielversprechend ist, so wäre an manchen Stellen doch ein deutlicherer Hinweis auf die jeweiligen Probleme, die mit dem Versuch verbunden sind, das Ande-

re nicht mehr auszugrenzen, sondern mit hineinzunehmen ins Selbst und in eine Theorie des Selbst, hilfreich gewesen.

Der dritte und letzte Aufsatz von *Shadow of the Other* konzentriert sich auf philosophische Fragen. Benjamin entwirft hier ihre intersubjektive Theorie eines inklusiven Selbst, das durch Offenheit gegenüber innerer wie äußerer Pluralität und Multiplizität gekennzeichnet ist. Es hat seine Wurzeln im gemeinsamen Ursprung von Psychoanalyse, Feminismus und neuzeitlicher westlichen Philosophie, nämlich in der Aufklärung und in deren emanzipatorischem Streben, Unmündigkeit zu bekämpfen (10). Dies bezieht Benjamin auf die aktuelle Debatte um Feminismus und Postmoderne, wie sie vor allem im *Streit um Differenz*³ ausgetragen wurde. Zunächst ähnelt ihre Position derjenigen von Seyla Benhabib, der jedoch, wie Benjamin moniert, ein ausreichendes Bewußtsein der Bedeutung von Negativität und Irrationalität für die Konstituierung des Selbst fehle. Insofern neige sie eher Judith Butlers Thesen zu, bei denen sie jedoch ein angemessenes Verständnis für die Handlungsfähigkeit des Subjekts vermißt. Mit Drucilla Cornell be-

greift sie die Verschiedenheit des Anderen als konstitutiv für den Anerkennungsprozeß, ohne den auch das Selbst nicht zu denken sei. Dieses Verständnis für Differenz müsse noch vertieft werden durch eine Unterscheidung von äußerem und innerem Anderen. Nur so sei ein respektvoller Umgang mit der Differenz gewährleistet, der weder gewaltsam die Gleichheit des äußeren Anderen fordert, noch den inneren Anderen zu Anpassung zwingt. Dies erinnert an den Gedanken der inneren Fremdheit aus Julia Kristevas Arbeit *Fremde sind wir uns selbst*. Benjamin wie Kristeva plädieren für eine Veränderungspraxis, die nur in kleinen Schritten und in akribischer Arbeit am eigenen Unbewußten und in Beziehungen zu Anderen möglich ist. Kristeva entwickelt ihre Thesen erfahrungsnah und an historischen und literarischen Beispielen. Diese Anschaulichkeit fehlt Benjamins Darstellung zuweilen. Der große Vorteil von *Shadow of the Other* ist es jedoch, entlang der Probleme von Differenz und Gewalt eine allgemeine *Theorie* der Intersubjektivität zu entwickeln, die ausdrücklich ein feministisches Interesse einschließt.

Bettina Schmitz / Kathleen Dow Magnus

3 Seyla Benhabib, Judith Butler, Nancy Fraser, Drucilla Cornell, *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt 1993.

Judith Butler

Hass spricht. Zur Politik des Performativen, aus d. Engl. v. K. Men-

ke und M. Krist, Berlin 1998 (Berlin Vlg), geb., 256 S., 39.80 DM.

Da die Partizipation am politischen Prozeß u. a. davon abhängt, inwieweit eine Person oder eine Gruppe von Menschen sich äußern kann, widmet sich Judith Butler der Analyse von Sprechakten. Sie beschäftigt sich dabei einerseits mit den sozialen Voraussetzungen der Artikulationsmöglichkeit von StaatsbürgerInnen. Andererseits ist es ihr Anliegen, Lösungsansätze herauszuarbeiten, mit deren Hilfe gesellschaftlichen Strategien zur Beschneidung von Mitteilungs- und Handlungsmöglichkeiten

entgegengearbeitet werden kann.

Butlers Ausgangspunkt ist die Auseinandersetzung mit dem, was in den USA als „*bate speech*“ bezeichnet wird. Die Autorin untersucht ein Urteil des Obersten Gerichts zu einem Fall, in dem es um das Abbrennen eines Kreuzes im Vorgarten einer schwarzen Familie ging. Die Richter hatten über die Zulässigkeit einer nach dieser Tat von der Gemeinde erlassene Verordnung zu entscheiden, die eine Wiederholung des Vorfalls verhindern sollte. Dabei kam es darauf an, ob das brennende Kreuz eine Meinungsäußerung (deren Inhalt vom Verfassungsrecht auf freie Meinungsäußerung geschützt wäre – egal in welcher Form er mitgeteilt würde)

oder eine gegen die schwarze Familie gerichtete Handlung darstellte. Anhand dieses Beispiels referiert Butler sprachtheoretische Ansätze, wonach Sprache selbst als Handlungsmacht gedacht wird. „Wir tun Dinge mit der Sprache, rufen mit der Sprache Effekte hervor, und wir tun der Sprache Dinge an; doch zugleich ist Sprache selbst etwas, was wir tun. Sprache ist ein Name für unser Tun ... und das, was wir bewirken; also die Handlung und ihre Folgen“ (18). Demnach kann der Sprechakt selbst schon seine Adressaten verletzen; abgesehen davon, daß er auch mittelbar durch Aufruf zu oder gegen etwas Effekte und Wirkungen haben kann, ohne selbst dieser Effekt zu sein. Butler diskutiert auch, ob die Handlungsmacht der Sprache ihre Wurzeln in der Handlungsmacht der Sprechenden hat. Sie präsentiert Ansätze, die den Sprechakt von einem souveränen Subjekt ablösen und darstellen, daß die Macht des Sprechenden immer abgeleitet ist und die Sprache vielmehr das Subjekt erst konstituiert: „Das Subjekt, das gesellschaftlich verletzende Worte äußert, wird erst von der langen Kette verletzender Anrufungen mobilisiert: Es erlangt einen vorläufigen Status, indem es die Äußerung zitiert und sich damit selbst als Ursprung der Äußerung schafft. Dieser Subjekt-Effekt ist aber nur eine

Bücher zum Thema

Folge des Zitierens“ (75) „Wenn eine performative Äußerung vorläufig gelingt, dann nicht, weil die Sprachhandlung durch eine Absicht erfolgreich kontrolliert wird, sondern nur deswegen, weil in ihr frühere Sprachhandlungen nachhallen und sie ... autoritative Praktiken wiederholt bzw. zitiert“ (78). Es geht also zum einen um die Ebene, auf der die Konstruktion der Sprache das Denken prägt; zum anderen wird durch Sprache auch eine soziale Rangordnung geschaffen und die Möglichkeit sich zu äußern den Mitgliedern einer Gesellschaft zugeteilt bzw. entzogen.

An der unterschiedlichen Weise, wie in den USA der Meinungsaspekt einer Äußerung hervorgekehrt bzw. der Handlungsaspekt eines Sprechaktes in den Vordergrund gestellt wird, illustriert die Verfasserin den interessegeleiteten Umgang mit Äußerungen. Sie stellt der Interpretation, wonach die Verordnung gegen das Abbrennen von Kreuzen gegen das Recht auf freie Meinungsäußerung verstoße, den Umgang mit einem Bekenntnis zur Homosexualität gegenüber. In letzterem Kontext werde allein der verbalen Selbstdefinition als Homosexuellem schon Handlungscharakter zugeschrieben, was zur Folge habe, daß beispielsweise der Ausschluß aus der Armee gerechtfertigt erscheinen kann.

Nach der Demonstration, wie staatliche Institutionen in verschiedenen Diskursen parteiisch agieren, plädiert Butler gegen eine Strategie, sich bei der Suche nach Schutz gegen Verletzungen durch Sprechakte an den Staat zu wenden. Sie setzt vielmehr auf Versuche zur Umfunktionalisierung von Diskursen durch die in eine Außenseiterposition gedrängten Teile der Gesellschaft. „Begrift man die Performativität als erneuerbare Handlung ohne klaren Ursprung oder Ende, so wird das Sprechen letztlich weder durch den jeweiligen Sprecher noch durch seinen ursprünglichen Kontext eingeschränkt. Das Sprechen wird nämlich durch den gesellschaftlichen Kontext nicht nur definiert, sondern zeichnet sich auch durch die Fähigkeit aus, mit diesem Kontext zu brechen... Diese ambivalente Struktur im Herzen der Performativität beinhaltet, daß Widerstands- und Protestbedingungen innerhalb des politischen Diskurses... erzeugt werden“ (64). Bei Begriffen wie dem der Universalität, der auf dem Ausschluß von Frauen oder Farbigen beruhe bzw. stark kolonialistisch oder blind gegen Klassengrenzen sei, könne „der Kampf gegen diese Formen des Ausschlusses schließlich zu einer Wiedereignung dieser Begriffe der Moderne“ führen, „durch die eine andere Zukunft entworfen werden“ kann (227).

Jadwiga Adamiak

Sabine Collmer, Peter Döge, Brigitte Fenner (Hg.)

Technik Politik Geschlecht. Zum Verhältnis von Politik und Geschlecht in der politischen Techniksteuerung, Bielefeld 1999 (Kleine Verlag), brosch., 212 S., 38.- DM.

Die Diskussion um Technologiepolitik ist bisher ohne Debatte über das Geschlechterverhältnis angekommen. Sowohl die politische Techniksteuerung selbst als auch die dabei agierenden Institutionen und der Staat werden von Politikwissenschaftlern weitgehend geschlechtslos konzipiert, obwohl die Verteilung von Gestaltungsressourcen in der Gesellschaft allgemein und im Staatsapparat insbesondere entscheidend entlang der Trennlinie Geschlecht verläuft. Deshalb, so hält *Peter Döge* in seinem Beitrag fest, könne man die These aufstellen, daß staatliches Handeln in der Forschungs- und Technologiepolitik ein Geschlecht habe, wenn es zur Vergrößerung der sog. patriarchalen Dividende beiträgt. Diesen Terminus hat Robert Connell entwickelt, um herauszustellen, daß aus einer spezifisch geschlechtlichen und hierarchisierten Arbeitsteilung überwiegend Männer Gewinn ziehen. Denn ihnen wird Produktionsarbeit bzw.

Tauschwertproduktion zugeordnet, während Frauen als zuständig für die physische und generative Reproduktion der Arbeitskraft gelten, die als Zuarbeiten für Männer betrachtet wird. Die deutsche Technologiepolitik zielt auf die (männlich konnotierte) Steigerung von ökonomischer Konkurrenzfähigkeit (z. B. Förderung von Groß- und Risikotechnologien) und weise der (weiblich konnotierten) Vor- bzw. Fürsorgearbeit eine nachrangige Position zu (ein Förderbereich ‚Haustechnik‘ habe nie existiert). Staatliche Technologiepolitik kann somit als ein androzentriertes Projekt betrachtet werden, schließt Döge.

Bedeutet dies eine Verschwörung von Männern gegen Frauen, um sie zu unterdrücken? Nein, argumentiert *Dorothea Schmidt* in ihrem Aufsatz. Auch wenn Männlichkeitsbilder in die Arbeit von Technikern einfließen würden, käme dies eher in der Konkurrenz unter Männern zum Tragen als in einem Komplott zur Sicherung der Herrschaft über Frauen. Konkurrenz sei ein Lebenselement des Kapitalismus und finde auch zwischen verschiedenen Entwürfen von Männlichkeit statt (z. B. klassenkämpferischer Arbeit vs. feinsinniger Intellektueller). Daher könne man nicht von genereller männlicher Dominanz sprechen, auch wenn Männer bei der Zuschreibung von Technikkompetenz

gegenüber Frauen häufig die Oberhand behielten.

Nachdem die beiden ersten AutorInnen des Readers die Technikpolitik als Schlachtfeld auch geschlechtsspezifischer Interessen getoutet haben, setzt sich *Sabine Collmer* in ihrem Aufsatz damit auseinander, wie Technik und ihre Aneignung auf Frauen und Männer zurückwirkt. Gezeigt wird dies daran, wie weibliche und männliche Computerprofis ihren Alltag erleben. Die Verfasserin bringt die empirisch vorhandenen geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Erfahrungen mit einem tragfähigen theoretischen Bezugsrahmen zusammen und wählt dazu den doing gender-Ansatz. Dieses Modell, das die Bedeutung der täglichen Verhaltenspraxis für die Konstituierung von Frau- bzw. Mannsein hervorhebt, reicht weit genug, um auch Konkurrenzverhältnisse zwischen Weiblichkeitsentwürfen (und daraus resultierende Strategien im Umgang mit Technik) zu beleuchten. Es vermeidet die Essentialisierung von Geschlechterdifferenz und eröffnet dadurch ein heuristisches Potential bei der Betrachtung verschiedener Formen von Technikaneignung in unserer auf Geschlechterhierarchie angelegten Gesellschaft.

Während die ersten drei Beiträge des Sammelbandes auf den Theoriebezug beim Thema Technik und

Geschlecht eingehen, sind die folgenden beiden Texte schwerpunktmäßig eher politischen Strategien zur Durchsetzung weiblicher Perspektiven in der Umweltforschung und Produktentwicklung gewidmet. Ihnen folgen zwei Artikel mit einer Bestandsaufnahme, inwieweit bis dato weibliche Interessen bei Infrastrukturprojekten im Verkehrsbe- reich und bei der Stadtplanung (speziell Daimler-City in Berlin) berücksichtigt wurden. Die beiden letzten Aufsätze befassen sich mit der Gen- bzw. Biotechnologie und der weiblichen Kritik an ihnen.

Jadwiga Adamiak

Michel Foucault, Herculine Barbin
Über Hermaphroditismus, hg. v.
W. Schäfer und J. Vogl, Frankfurt/Main 1998 (Suhrkamp), kt.,
280 S., 19.80 DM.

In der Denkgeschichte Foucaults bildet die Mitte der 70er Jahre eine prekäre Phase. In schneller Folge erscheinen „Überwachen und Strafen“, im Februar 1975, und die Eröffnungsschrift einer auf sechs Bände vorgestellten „Geschichte der Sexualität“ im Dezember 1976. In der deutschen Übersetzung trägt diese Arbeit den Titel „Sexualität und Wahrheit. Bd.1. Der Wille zum Wissen“. Es wird nahezu acht Jahre dauern, bis Foucault dieser Ankün-

digung weitere Bände folgen läßt. Aber der nun wiederaufgenommene Faden stellt nur mehr dem Namen nach die Fortsetzung der 1976 begonnenen Arbeit dar. Was als Analytik von Subjektivitätsformen unter den Auspizien der Bio-Macht geplant war, wird nun zum Projekt einer Genealogie des Subjekts, also einer historischen Untersuchung, die fragt, unter welchen Bedingungen und in welchen Reflexionsformen sich das abendländische Subjekt des Selbstbewußtseins und der Selbstbefragung etabliert hat.

Nahezu alle Kommentatoren attestieren Foucault nach 1976 eine veritable Lebenskrise. Selbst sein enger Weggefährte Gilles Deleuze kommt in seinem „Foucault“-Buch um diesen Befund nicht herum. Wenn dies tatsächlich so ist, dann bildet die Publikation des „Fall Barbin“ eine in doppelter Hinsicht interessante Lektüre. Sie beschreibt nicht nur einen Baustein der ursprünglichen „Geschichte der Sexualität“, sondern signalisiert zudem die Richtung, die das neue Projekt einschlagen wird.

Auf der Umschlagseite von „Sexualität und Wahrheit“ hatte Foucault die geplanten Folgebände annonciert. Unschwer läßt sich erkennen, daß „Der Fall Barbin“ in den Band 6 der ursprünglichen Reihe gehört hätte, der den Titel „Die Perversen“ tragen sollte. Als Foucault den „Fall

Barbin“ dann im Jahr 1978 außerhalb der geplanten Reihe veröffentlicht, schuldet sich dies der Tatsache, daß die Rekonzeptualisierung der „Geschichte der Sexualität“ bereits begonnen hat. Die bekannten Muster machtkontaminierter Subjektfiguren ziehen sich zurück, das individuelle Aussprechen der Wahrheit tritt an ihre Stelle. Im Gegensatz zu den großen Arbeiten der 70er Jahre, in denen die Subjekte und ihre Freiheit in den Dispositiven der Herrschaft zu verschwinden drohten, läßt Foucault Barbin ihre eigene Wahrheit sagen. Von den Kosten, diese individuelle Wahrheit zu leben, handelt Foucaults Dossier, das neben dem umfangreichen Tagebuch Barbins, wissenschaftlichen und publizistischen Dokumenten zu diesem Fall, auch die Erzählung Oscar Panizzas „Ein skandalöser Fall“ enthält, die zweifelsfrei durch Barbins Schicksal angeregt wurde.

Der „Fall Barbin“ kreist um die Frage nach dem „wahren Geschlecht“ eines Hermaphroditen. Seit dem 18. Jahrhundert entwickelt sich unter dem Einfluß von biologischen Sexualtheorien, juristischen Überlegungen zum Status des Individuums und administrativen Modellen der Bevölkerungskontrolle die Ansicht, daß auch ein Hermaphrodit eine ursprüngliche sexuelle Identität besitzen müsse. Mittelalterliche und frühneuzeitliche Vorstel-

lungen einer doppelten Geschlechtlichkeit und einer freien Wahl des eigenen Geschlechts werden damit in Abrede gestellt, die Suche nach dem wahren Geschlecht beginnt. In dieser historischen Szenerie ereignet sich der „Fall Barbin“.

Im Jahr 1868 begeht der Hermaphrodit Herculine Barbin Selbstmord und hinterläßt an der Stätte seiner Tat einen Lebensbericht, der sogleich zum Objekt humanwissenschaftlicher Erörterungen wird. Welchen Menschenstatus besitzt ein Subjekt, das als 22jährige Frau in ihrer Männlichkeit entdeckt und gezwungen wird, sich den Wechsel ihres geschlechtlichen Personenstandes aktenkundig bestätigen zu lassen, die neue sexuelle Identität nicht bewältigen kann und Hand an sich legt? Das Abnorme wird in den medizinischen und biologischen Diskursen zum Motor einer wissenschaftlichen Neugier, die das Maß der Normalität über die Distanznahme zur Monstrosität gewinnt. Die von Foucault präsentierten Dokumente belegen den Zusammenprall zweier unvereinbarer Wahrheiten: der Wahrheit Barbins, die ihre hermaphroditische Bisexualität leben konnte, und der Wahrheit von Wissenschaften, die zwischen Geschlecht und Identität eine eindeutige Beziehung konstruieren. Für sie kann Barbin nur der Fall einer mißlungenen männlichen Identitäts-

gebildungsleistung sein, die ihr wahres Geschlecht verfehlt. Die gelebte Existenz fällt diesem wissenschaftlichen Urteil zum Opfer.

Es existiert ein zweiter gewichtiger Grund, der Foucault im Jahr 1978 zur Publikation des Barbin-Dossiers motiviert. 1977 veröffentlicht er einen Aufsatz, der als ein zentrales Dokument seiner historiographischen Arbeit gelten kann. Er gibt ihm den Titel: „Das Leben der infamen Menschen“. Hier entwickelt er die Konzeption einer Geschichtsschreibung, die eine Anthologie der namenlosen Gestalten zeichnen und Personen porträtieren will, deren historische Spur sich allein ihrer Begegnung mit einer überlegenen Macht verdankt.

Foucault hat das Buchprojekt, als dessen programmatische Vorrede sein Aufsatz gedacht war, niemals realisiert. Aber noch auf der Rückseite der französischen Ausgabe des „Fall Barbin“ verfolgt er diese Idee eines „Anti-Plutarch“. Wie der römische Geschichtsschreiber das Leben der Kaiser und Schlachtenführer erzählte, wollte Foucault jene Existenzen aus dem Schatten der Geschichte befreien, die keinerlei Insignien der Größe und der Bedeutsamkeit auszeichnete, die in den Archiven der Herrschaft nur überleben konnten, weil sie von dieser gezeichnet wurden. „Was sie der Nacht entreißt, in der sie hätten

bleiben können und vielleicht für immer bleiben müssen, das ist die Begegnung mit der Macht. Ohne diesen Zusammenstoß wäre gewiß kein Wort mehr da, um an ihren flüchtigen Durchgang zu erinnern. Die Macht, die diesem Leben aufgelauert hat, die sie verfolgt hat, die ihren Klagen und ihrem kleinen Lärm, sei es auch nur einen Augenblick Aufmerksamkeit geschenkt hat und sie mit ihrem Prankenhieb gestempelt hat, sie ist es, die die wenigen Wörter hervorgerufen hat, die uns von ihnen bleiben.“ Der „Fall Barbin“ spricht auch von dieser schwarzen Dialektik, in der sich Subjekt und Herrschaft unhintergebar begegnen.

Foucault besaß ein waches Interesse für das Abseitige. Dieses Motiv bezog sich zu gleichen Teilen auf den Materialwert von Phänomenen, aus denen er seine Geschichtserzählungen komponierte, wie auf das Interesse, das die jeweiligen Herr- und Wissenschaften für dieses Abseitige entwickelten. Sein plebejischer Blick in der Tradition eines Walter Benjamin läßt aber jede geschichtsphilosophische Verbrämung vermissen. Er bleibt kalt, weil die Verhältnisse keine Wärme zulassen. Dieser Verweigerung der versöhnenden Geste verdankt Foucault in der deutschen Rezeption das Verdikt der fehlenden Normativität. Es gefällt nicht, daß eben nichts gut wird und nur

weniges ins rechte Lot kommt. Der Selbstmord Barbins bleibt ein Ereignis unter so vielen namenlosen Ereignissen. Anonyme Stimmen wie diese für einen Moment der Erinnerung ihrem Schattendasein zu entreißen, treibt die Arbeit der Genealogie an und bildet das Motiv, dem Tagebuch der Herculine Barbin das Wort zu geben.

Wolfgang Schäffer und Joseph Vogl haben der Studie ein umfangreiches Nachwort beigefügt. Es informiert kenntnisreich über die wissenschaftliche Problematik des Hermaphroditismus in der Zeit vom 17. bis zum 19. Jahrhundert und rundet damit eine Publikation ab, die belegt, wie stark Foucaults Denken sich gleichzeitig philosophischen und historischen Impulsen verdankt.

Ulrich Brierler

Antje Hornscheidt/Gabriele Jähner/Annette Schlichter (Hg)

Kritische Differenzen – Geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne, Opladen 1998 (Westdeutscher Verlag), kt., 281 S., 48,- DM.

Mittlerweile blickt auch der Feminismus auf ein bewegtes Leben und auf eine Reihe versuchter Lebenspartnerschaften zurück. In seiner ersten Liaison mit dem Liberalismus vergaß er – überwältigt – das Spezi-

fische: es ging um den Menschen, nicht um die Frau. Als frau merkte, daß dieser Mensch sehr männlich war, scheiterte die Ehe. Dann bot der Sozialismus sich an: „Die Emanzipation der Frau ist der Gradmesser der menschlichen Emanzipation!“ Doch auch in dieser Verbindung kam die Frauenbewegung nicht über den „Nebenwiderspruch“ hinaus; sie hatte sich der mann-dominierten Eigentumsfrage ein- und unterzuordnen. Nun also die Verbindung mit der „Postmoderne“. Ist deren Aufruf „Vive la difference/ancel“ vielleicht doch ein ehrliches Angebot oder bloß der erneute Versuch, die Frau ‚rumzukriegen‘? Dieser Frage ist der Band gewidmet, der auf einer Vorlesungsreihe des Zentrums für interdisziplinäre Frauenforschung (ZiF) der Humboldt-Universität Berlin basiert. Durchgängig ist die Feststellung, daß die Rezeption postmoderner Theorien durch die Frauenbewegung zu deren Ausdifferenzierung, ja Zersplitterung geführt habe, die auf der einen Seite einen lebendigen und – wie der Band zeigt – anspruchsvollen wissenschaftlichen Diskurs hervorgebracht, auf der anderen Seite aber die Handlungs- und Politikfähigkeit der Frauenbewegung eingeschränkt hat. Es gehe daher darum, durchs Purgatorium postmoderner Dekonstruktion hindurch das Politische wiederzugewinnen.

So räumt *Cornelia Klinger* in ihrem Beitrag ein, daß die postmoderne Kritik an der Vorstellung, es gebe die ‚Essenz Frau‘, in deren Namen die Frauenbewegung spreche, lehr- und heilsam war. Gleichwohl will sie nicht auf den universellen Anspruch der Frauenbewegung verzichten. Diese Universalität könne und dürfe aber nicht verordnet werden, sondern müsse in dem Teilhaberecht der unterschiedlichen Frauengruppen bestehen, zu definieren, was überhaupt Feminismus ist (34).

Zielt Klinger aufs Kategoriale, so fragen *S. Lang* und *B. Sauer* nach einer angemessenen Gesellschafts- und Staatstheorie. Die postmoderne Theoriebildung sei ein vornehmlich innerakademischer Diskurs, der Nicht-Eingeweihte ausschließe. Ihm gegenüber stehe aber eine sich rasch wandelnde gesellschaftliche Praxis. Der Staat von heute könne nicht mehr einfach als das „Hauptquartier des Patriarchats“ geoutet werden; „sein Maskulinismus wurde diffuser und feiner, obwohl er gleichzeitig mächtiger und durchdringender in den Alltag von Frauen eingreift.“ (86) Mit ihrer bloßen Kritik an den Universalien stehe die postmoderne Theorie derzeit recht hilflos diesen Prozessen gegenüber. Ganz marxistisch verlangen sie nach einer Staatstheorie, die nicht nur die ‚Differenzierungsprozesse‘ beschreibt, son-

dern „mehr nach inneren Widersprüchlichkeiten im Staat sucht“ (87).

Ähnlich argumentiert *Isabell Lorey*. „Wie kann Identitätspolitik dekonstruiert und gleichzeitig reformuliert werden?“ Politik könne nicht mehr ein irgendwie „heiles“ Subjekt ‚Frau‘ zum Ausgangspunkt des Handelns machen – hierin stimmt sie J. Butlers Einwand zu. Deshalb müsse eine Politik ‚nach‘ der Dekonstruktion „hybride Identitäten und fragmentierte Biographien zu einem ihrer zentralen Ausgangspunkte machen“ (111). Andererseits aber bestehen diese ‚hybride Identitäten‘ im Spannungsverhältnis mit den weiterhin vorhandenen, eindeutigen Zuschreibungen einer ‚alten‘ Identitätspolitik, die Frauen qua Geschlecht, Homosexuelle qua sexueller Orientierung oder Schwarze qua Rasse stigmatisieren. Angesichts dieses Konflikts erscheint es ein wenig hilflos, wenn sie daraus schlußfolgert, im Wissen darum die „Macht- und Herrschaftsstrukturen ... nachhaltig zu verändern.“ (112)

Diesen Konflikt nimmt *Sabine Hark* auf. Sie erinnert an die subversiven Praxen der Schwulen-, Lesben- und Transvestitenkultur, die die etablierten geschlechtlichen Rollenmuster parodistisch unterlaufen. Diese *Camp-Kultur* als Inszenierung, „Zweigeschlechtlichkeit zu dekonstruieren“, könnte, so Hark,

nicht nur ein provokantes Spiel sein, sondern sie „könnte der Ort der Produktion eines anderen Wissens“ jenseits von Geschlecht sein.

Zweifellos anders argumentiert *Gudrun-Axeli Knapp* in ihrem Beitrag „Hunting the dodo“. Sie stellt die Diskussion um die Postmoderne gewissermaßen als ein Mißverständnis dar. Anknüpfend an die Kritische Theorie bestreitet sie, daß die sogenannten „postmodernen Theorien“ sich von der Moderne verabschiedet haben und verabschieden wollten. Foucaults böses Wort von der ‚Vernunft als Folter‘ sei falsch rezipiert worden. Auch diese Theorien erschöpfen sich nicht in der bloßen Dekonstruktion, sondern suchen „nach den Möglichkeiten der Fortsetzung einer über sich selbst aufgeklärten Moderne.“ (222)

So gibt der Band nicht nur einen ausgezeichneten Einblick in die Diskussion um das Verhältnis Postmoderne und Feminismus, sondern auch einen Überblick über die unterschiedlichen Richtungen und Schwerpunkte der aktuellen feministischen Diskussion.

Alexander von Pechmann

Heike Kahlert

Weibliche Subjektivität.

Geschlechterdifferenz und Demokratie in der Diskussion, Frankfurt/

New York 1997 (Campus), kt., 262 S., 49.80 DM.

Obwohl die Tradition der Feministischen Theorie noch ziemlich jung ist, existieren bereits einige sich immer weiter ausbreitende Topoi, die langsam Kulturgut werden. Und zwar Kulturgut in einem negativen Sinn, weil jede(r) sich ihrer bedient, ohne das Bedürfnis zu spüren, sich direkt mit den Originaltexten zu beschäftigen. So werden schnell Luce Irigaray als Essenzialistin präsentiert, Judith Butler mit den Stichwörtern *Sex* und *Gender* – Sex soll das biologische, Gender das kulturelle unserer Geschlechtsidentität sein – abgehandelt. Natürlich sind bestimmte Verallgemeinerungen hilfreich. Sie haben auch einführenden Charakter, den jede von uns am Anfang ihrer Beschäftigung mit der Feministischen Theorie sehr geschätzt hat. Länger als nötig an solchen Verallgemeinerungen festzuhalten, bedeutet meist die Akzeptanz von Pauschalisierungen, die nur im Small-Talk nützlich sind.

Heike Kahlerts Buch kann zunächst als Versuch verstanden werden, gegen diesen oben beschriebenen Sachverhalt zu steuern. Denn Kahlert widmet dem *Pensiero della differenza sessuale* von den Frauen um die *Libreria della donne di Milano* sowie den Frauen der *Diotima-Gruppe* ihre Aufmerksamkeit, um bestehende Miß-

Mißverständnisse auszuräumen, die nicht nur auf die zum Teil einseitige Rezeption im Deutschland zurückzuführen sind, sondern auch auf den in der feministischen Diskussion herrschenden „anglokratisch-hegemoniale(n) Gestus“, der „eine Reihe äußerst kreativer feministischer Strömungen anderer Länder und Kulturen zwangsläufig marginalisiert“ (16).

Längst werden weder die Denkerinnen der Diotima-Gruppe noch diejenigen der *Libreria delle donne* als Geheimtip angesehen, und doch: Eine so ausführliche Auseinandersetzung mit dem Denken der Italienerinnen war bereits überfällig. Kahlert geht in ihrem Buch genauestens auf die Kritiken ein, mit denen das Denken der Differenz immer wieder konfrontiert wird, und versucht, sie im Kontext dieses Denkens produktiv zu machen. Interessant dabei ist, dass dadurch die Berührungspunkte zwischen dem zu kritisierenden Ansatz und den Kritikerinnen zum Vorschein kommen. Ob diese Kontroverse wirklich nur als „*Scheinkontroverse* ... zwischen der sozialkonstruktivistischen Position und der Position der Geschlechterdifferenz“ (21) bezeichnet werden kann, sei zunächst dahingestellt. Es ist allerdings schwierig, sich dem Verdacht zu entziehen, dass die Italienerinnen – und manchmal Kahlert selbst – einen nicht ganz un-

problematischen Umgang mit Kategorien wie „Geschlecht“ und „Weiblichkeit“ pflegen. Bereits die unkritische Annahme der Zweigeschlechtlichkeit läßt sich schwer von dem Vorwurf des Biologismus befreien, sogar wenn die Verbindung zwischen Macht, Sprache und der symbolischen Ordnung, die unsere Realität gestaltet, so überzeugend dargestellt wird, wie Kahlert es macht. Der Gebrauch des Terminus „das Weibliche“ läßt eben oft die Vermutung entstehen, es gäbe doch etwas Substantielles, allen Frauen Eigenes, das sich aber der Sprache entzieht. Das Bezeichnende sowohl bei der Diotima- als auch bei der Mailänder Gruppe ist die starke und – wie ich denke – sehr ergiebige Verbindung zwischen ihrer theoretischen Arbeit und ihrem politischen Engagement. Daraus entsteht eine ganze Programmatik, deren Ziel es ist, einen Subjektstatus für die Frauen zu gewinnen, der aber den Bedürfnissen und den Erfahrungen der Frauen entspricht. Die Feststellung Irigarays, Frauen sei ihre eigene Subjektivität verweigert worden zugunsten einer symbolischen Ordnung (Lacan), die die männliche Macht nicht nur stiftet, sondern auch unaufhaltsam reproduziert, ist eine der Säulen, die dem theoretischen Ansatz der Italienerinnen Halt gibt. Die Suche nach einer den Frauen eigenen Subjektivität impliziert einerseits ei-

ne konsequente Machtkritik der etablierten patriarchalischen symbolischen Ordnung, andererseits die Gründung einer *anderen* Genealogie, die der Linie der Mutter folgen soll. Diese Ordnung der Mutter (Luisa Muraro), die im Grunde aus der und durch die Beziehung zwischen Frauen entsteht (175), könnte ein Fundament sein für eine „Gegenmacht“, verstanden „als eine andere produktive Macht“ (30). Dieses *andere* Verständnis von Macht haben die Italienerinnen anhand von Hannah Arendts Verständnis von Politik entwickelt und für eine politische Praxis *für* Frauen und *der* Frauen produktiv gemacht. Somit wird die gerade in der feministischen Diskussion umstrittene Denkerin doch für die Feministische Theorie und Praxis gewonnen. Und nicht nur den Begriff der Macht fanden die Italienerinnen in Arendts Denken anregend, auch der Begriff der Autorität und der Begriff der Urteilskraft wird von ihnen aufgegriffen (und für ihre Theorie der weiblichen Subjektivität nutzbar gemacht). Dem Faden der Frage folgend, wie weibliche Freiheit aussehen und praktiziert werden soll, gelingt es Kahlert, wesentliche Begriffe im italienischen Denken der Differenz in ihrer politischen Bedeutung und ihren politischen Konsequenzen darzustellen. Die unmittelbare Konsequenz einer politischer Praxis, die

hauptsächlich auf die Beziehungen zwischen den Frauen setzt (175), ist eine „politische Praxis der Ungleichheit“ und nicht nur zwischen Männern und Frauen, sondern auch unter den Frauen selbst (198-202). *Affidamento*, Autorität, Bisexualität des Rechts sind Bausteine dieser politischen Praxis, die Kahler immer wieder zusammenbringt, um schließlich das komplexe Bild des Ineinanderverwobenseins von Theorie und Praxis, sowie es den Italienerinnen gelingt, darzustellen.

Trotz punktueller Kritik an den Denkerinnen der Differenz muß frau zugeben, daß es einer der wenigen feministischen Ansätze ist, der sehr kohärent Theorie und Praxis verbindet. Es ist Kahlers Verdienst, mittels ihrer detaillierten Ausarbeitung diese Kohärenz nachgezeichnet zu haben. Ihr Buch wird weiteren Auseinandersetzungen mit den Italienerinnen neue Wege eröffnen. Als Einführung in *il pensiero della Differenza sessuale* ist es bereits jetzt unerlässlich.

María Isabel Peña Aguado

Ralf Kulla

Revolutionärer Geist und republikanische Freiheit. Über die verdrängte Nähe von Hannah Arendt zu Rosa Luxemburg, kart., Hannover 1999 (Offizin-Verlag), 125 S., 16,80 DM.

Die Beziehung von Hannah Arendt zu Rosa Luxemburg wurde bisher nur in Teilaspekten untersucht, wie der Haltung zur nationalen Frage, der jüdischen Identität beider, der Rolle der öffentlichen Erfahrung oder der Kon- bzw. Divergenz von Theorie und Praxis im Werk beider. In der vorliegenden Studie von Ralf Kulla werden nun zum ersten Mal die Gemeinsamkeiten und Differenzen der politischen Theorien von Arendt und Luxemburg in umfassender Form systematisch verglichen und kritisch diskutiert. Kulla geht es nicht primär darum, den Einfluß der politischen Theoretikerin Rosa Luxemburg auf Hannah Arendts Denken nachzuzeichnen, „sondern um ihre sachliche Übereinstimmung in zentralen Fragen“ (18). Beide thematisierten die gleichen Probleme, beide waren Theoretikerinnen des öffentlichen Lebens, der politischen Öffentlichkeit und Freiheit. Kullas These ist, daß sich beide wechselseitig ergänzen, sich ihre Schwächen wechselseitig ausgleichen und sie aus ähnlichen Grundüberzeugungen zu gegensätzlichen Konsequenzen gekommen seien (20).

Zunächst zeichnet Kulla Hannah Arendts Bild von Rosa Luxemburg nach, mit der verglichen zu werden ihr stets schmeichelte. In „Menschen in finsternen Zeiten“ hat sie

sich – und auch hier wieder ganz „Chuzpe Hannah“ – Luxemburg mittels der Biographie von Peter Nettel angeeignet und nach ihrem Bild neu geschaffen. Ein Bild, das auf theoretischer Ebene in den Zweifel mündet, ob Luxemburg überhaupt als Marxistin bezeichnet werden könne, da für sie Politik nie zum Religionsersatz geworden sei, der Ausgangspunkt ihres Denkens und Handelns die Realität und nicht die marxistische Theorie gewesen sei, sie die marxistische Krisentheorie nicht in ihre Imperialismustheorie inkorporierte und nicht die marxistische Theorie des autonomen Zusammenbruchs des kapitalistischen Systems vertreten habe.

Im folgenden erörtert Kulla anhand zentraler Themen und Begriffe die politischen Theorien beider und zeigt deren Unterschiede und Defizite auf. In dem Kapitel „Marxismus und öffentliche Freiheit“ wird anhand der Kategorien „Handeln, Herstellen und Sprechen“ der Politikbegriff bei Arendt untersucht sowie die Demokratie- und Handlungstheorie bei Rosa Luxemburg. Hannah Arendts elaborierte Analyse politischer Macht und Gewalt verweist auf Luxemburgs im Theoretischen rudimentäre, im Praktischen ambivalente Haltung zum Problem politischer Gewalt. Bei der Darstellung der Beziehungen zwischen politischer und gesellschaftlicher Sphä-

re verweist Kulla auf die Problematik des biologistisch geprägten Arbeitsbegriffs und – wie ihm aufzuzeigen gelingt – auf die Inadäquatheit der Dichotomisierung von Gesellschaft und Politik bei Arendt sowie auf den mangelnden Realitätsbezug von Arendts These, die „Aufwertung“ des Ökonomischen und Sozialen zu einer politischen Angelegenheit komme einer Aufhebung des Politischen und der Freiheit gleich. Anhand der Interpretation von „Massenstreik, Partei und Gewerkschaft“ zeigt Kulla, wie Rosa Luxemburg die ökonomische, soziale und politische Sphäre miteinander verquickt, ohne einem Ökonomismus zu verfallen. Im abschließenden Kapitel unterzieht Kulla Arendts Idealisierung der Räte-demokratie als der Organisationsform, in der sich politisches Handeln in ihrem Sinne, i.e. als Freiheit, permanent institutionalisieren könne, einer kritischen Würdigung und stellt sie Luxemburgs Verteidigung der demokratischen und parlamentarischen Rechtsstaatlichkeit gegenüber. Auch wenn Luxemburg gegen den „Nichts-als-Parlamentarismus“ wettete und den Druck außerhalb des Parlaments z.B. durch Massenstreiks als legitime Form sozialistischer Machtergreifung begriff, sah sie in der parlamentarischen Republik die angemessene Form politi-

scher Organisation der sozialistischen Arbeiterbewegung.

Der Leser wünscht sich nach all diesen akribischen Interpretationen zur besseren Orientierung noch eine Synopse. Dennoch wird Kulla seinem selbstgestellten Anspruch gerecht, die Theoretikerinnen kritisch zu vergleichen. Als Nebenprodukt ist noch zweierlei abgefallen: Ein geschärfter Blick auf Defizite der Arendtschen Theorie im Hinblick auf ihre ökonomische und Marxinterpretation. In dem Vorwort zu Kullas Buch schreibt Gert Schäfer, Hannah Arendt sei derzeit „en vogue“. Das stimmt, ihr Name zieht, jede noch so banale Zeile von ihr wird derzeit in Buchform gepackt und ausgewertet. Rosa Luxemburg hingegen kommt in einer Zeit, da Marxismus mit Bankrott kurzgeschlossen wird, als Theoretikerin zu kurz. Durch die Verquickung beider Theoretikerinnen gelingt es Kulla, Interesse für die Denkerin Rosa Luxemburg zu „wecken, von der man entgegen mancher voreiliger Verabschiedung noch lernen kann“ (20).

Marianne Möller

Silvia Stoller, Helmuth Vetter

Phänomenologie und Geschlechterdifferenz, Wien 1997 (WUV-Universitätsverlag), br., 326 S., 27.- DM.

In der von Husserl initiierten Phänomenologie war das Thema der Geschlechterdifferenz zunächst alles andere als selbstverständlich. Man ging von einem geschlechtsneutral gehaltenen Bewußtsein mit seinen universal gültigen Strukturen aus, und auch die erarbeiteten Wesenserkenntnisse sollten für jedes Subjekt ihre Gültigkeit besitzen können. Doch schon bei Husserl erwiesen sich thematische Bereiche wie Geschichte, Lebenswelt und Leiblichkeit als nicht vollständig konstituierbar für ein solches, von allen vorprädikativen Erfahrungskontexten gereinigtes Bewußtsein. Wenn nun hinter dem Entwurf einer für alle Menschen gleichermaßen gültigen Subjektivität eine spezifisch männliche Spielart des Philosophierens sich verbergen würde? *Silvia Stoller* und *Helmuth Vetter* stellen dem von ihnen herausgegebenen Sammelband zum Thema Phänomenologie und Geschlechterdifferenz die „Arbeitshypothese“ (8) voran, daß die traditionelle Philosophie „vom Vorgriff auf Identität“ und „von der These einer einheitlichen und neutralen Vernunft“ geprägt sei, und daß eine solche Prämisse „in den letzten Jahrzehnten fragwürdig geworden“ sei.

Hans R. Sepp macht schon bei Husserl rare Stellen ausfindig, an denen von Geschlechtlichkeit die Rede ist. Wenn Husserl aber 1933 von „uni-

versaler Triebintentionalität“ schreibt, die der Phänomenologe „nur als geschlechtlicher Mensch und damit von Mensch zu Menschen in aktueller Einfühlung, von Mann zu Weib“ auslegen könne, und er dies in Zusammenhang stellt mit der „Intentionalität der Kopulation“ und der „Physiologie der Schwangerschaft“ (49 f.), so kann dies – besonders auf dem Hintergrund der feministischen Kritik der letzten Jahrzehnte – kaum zu der Beruhigung führen, Husserl hätte ein Bewußtsein der Geschlechterdifferenz gehabt, das heutigen Standards gerecht würde. ‚Männliches‘ und ‚Weibliches‘ mit je eigener Teleologie in einem teleologischen Universum zu versehen, dürfte angesichts der Diskussionen über sex und gender eher einer vorfeministischen Zeit der Geschlechtsontologie angehören.

Ein Gegenstück zum essentialistischen Denken bietet *Judith Butlers* bereits 1981 verfaßter Beitrag, in dem sie das von Merleau-Ponty 1945 in der ‚Phänomenologie der Wahrnehmung‘ praktizierte Geschlechterdenken einer, wenn auch sehr selektiv zugespitzten, Kritik unterzieht. In Merleau-Pontys Analysen eines aufgrund einer Hirnverletzung in mehrfacher Hinsicht Beeinträchtigten zeigen sich, so Butler, bei ihm – entgegen dessen theoretischen Intentionen – implizite nor-

mative Annahmen von maskuliner Sexualität. Sie kritisiert den abstrakten und anonymen Stellenwert seiner Subjektkonzeption, die mit einer expliziten Umgehung des sozialen Geschlechts und einer impliziten Verallgemeinerung des männlichen Subjekts einhergehe. Butlers Aufsatz wird durch eine speziell für diesen Band verfaßte Nachschrift ergänzt, in der sie die Bedeutung des Werkes Merleau-Pontys für ihr Denken und eine Umorientierung ihrer Arbeit vom ‚Leib als Situation‘ hin zum ‚Leib als Chiasmus‘ hervorhebt.

Die Frage nach einer Überwindung des Primats des Visuellen thematisiert auch *Regula Giuliani* in ihrem Beitrag über die Kritik Barbara Duden an den ‚Körpergeschichten‘ Thomas Laqueur. Giuliani betont hierbei jedoch, daß sich aufgrund des anfänglich synästhetischen Charakters jeder Wahrnehmung nicht – wie Duden dies intendiert – die kinästhetische-taktile in Gegensatz zur optisch vermittelten Wahrnehmung stellen lasse. Auch könne die ‚haptische Hexis‘ nur durch ihre „Über-setzung“ in Bilder zur Sprache kommen (vgl. 158). Diese Bemerkung Giulianis steht in spannungsreicher Beziehung zu *Elisabeth Lists* Versuch, Erkenntnisse der neueren Kognitionswissenschaft in eine Theorie des leibgebundenen Selbst zu integrieren. List geht es

Bücher zum Thema

dabei um „Muster der Selbstbewegung, auf denen die Artikulationen, Bilder und Metaphern gewissermaßen aufrufen.“ Solche sensomotorischen Vorstellungsschemata liefern zugleich eine „sexuierte Matrix“, die schon auf der vordiskursiven Basis der Subjektwerdung die Kategorie der Differenz in sich trägt...“ (307). Hier stellt sich allerdings die Frage, ob es sich bei diesen Vorstellungsschemata nicht auch um eine Rückprojektion diskursiver Metaphorik in den Bereich des Leiblichen handeln könnte.

Das Phänomen des Leibes tritt auch bei *Hilge Landweers* Frage, ob denn Männer anders fühlen als Frauen, in den Vordergrund. Landweer weist auf die prinzipielle Unzugänglichkeit des Gefühls jedes Individuums aus der Perspektive der anderen hin, zeigt aber am Phänomen der Scham, daß die Darstellungsformen von Gefühlen kulturell und geschlechtsspezifisch differieren. In diesen sozialen Ausdrucksformen sieht sie auch die Möglichkeit und Notwendigkeit von „Gegenhabitualisierungen“ (271) angelegt.

Bemerkenswerte Differenzen bei der Behauptung der eigenen Geschlechtsidentität zeigt *Gesa Lindemann* an den Erfahrungen von Transsexuellen auf. So sprechen ihre Ausführungen dafür, daß es Mann-zu-Frau-Transsexuellen entschieden schwerer falle, in der Partnerschaft

in ihrer neuen Geschlechterrolle zu überzeugen, als Frau-zu-Mann-Transsexuellen. Auch im Falle des Zweifels anderer an der Authentizität des eigenen Geschlechts scheinen sich signifikante Unterschiede von ‚männlichen‘ und ‚weiblichen‘ Selbstbehauptungsstrategien zeigen zu lassen.

Bernhard Waldenfels macht in seiner Stellungnahme seitens einer Phänomenologie des Fremden auf die Gefahr aufmerksam, daß Philosophieren in der Differenz leicht zu Einseitigkeiten führen kann: „Feministische Philosophie“ entgeht nur dann der Gefahr, sich zu einer neuen Weltanschauung oder zu einer Ideologie zu verfestigen, wenn sie sich als differentielle Philosophie begreift, also als Philosophie von Frauen, aus der Sicht von Frauen, die ihre eigenen ‚Idiome‘, eigene Institutionen und Traditionen ausbildet und eine eigene Politik verfolgt, ohne sich in einer Philosophie für Frauen abzukapseln. Eine differentielle Philosophie bezieht sich immer auch auf das, wovon sie differiert.“ (67) Die Geschichte der Frau lasse sich nicht als bloße Kehrseite einer Geschichte des Mannes begreifen. Vielmehr müßten Erfahrungen von Fremdheit und Andersheit in ein neues Licht gesetzt werden.

Veronica Vasterling konfrontiert Deridas früheres Theorem einer Un-

entscheidbarkeit der Geschlechterdifferenz mit seiner späteren Auffassung einer disseminalen Multiplizität. Mit Derrida verwirft sie die übliche Interpretation der Geschlechterdifferenz als Gegensatz oder Opposition, doch dem Anliegen Derridas, das Geschlecht vom ‚Terror der Zahl zwei‘ zu befreien, begegnet sie mit Zurückhaltung: „Wahrscheinlich wird die geschlechtliche Dualität sich nicht in sexuelle Multiplizität auflösen, aber es wäre durchaus möglich, daß sie ihr Gewicht als eine nahezu alle Lebensbereiche erfassende Kategorisierung verliert.“ (145)

Bei *Debra Bergoffen* und *Adriana Cavarero* wird eine Stimmlage des Philosophierens vernehmbar, die, ähnlich wie bei Luce Irigaray, auf eine Umwertung philosophischer Begrifflichkeit im Sinne eines neuen femininen Denkstils hindeutet. In Simone de Beauvoirs frühem Text *Pour une morale de l'ambiguïté* fördert Bergoffen durch feinfühligkeitsvolle Analyse einen Intentionalitätsbegriff zutage, in dem sie Möglichkeiten einer feministischen Ethik angelegt sieht. Beauvoirs Ethik der Ambiguität verdanke sich einer komplexen Verarbeitung von phänomenologischen, dialektischen, marxistischen und existentialistischen Motiven, die zu einer Sichtweise führe, „welche die Ambiguität der menschlichen Lage betont, indem sie den absoluten

Wert des einzelnen Individuums (des Ichs) und den unbedingten Wert des Bündnisses, des Wir, behauptet.“ (188) Im Zentrum von Beauvoirs veränderter Beschreibung von Intentionalität stehe die ambigüité und nicht einseitig auflösbare Spannung zwischen dem Begehren nach einer Enthüllung des Seins und dem Begehren zu sein. Im erkenntnistheoretischen Begehren nach Enthüllung mache Beauvoir zugleich einen ethischen Willen zur Befreiung ausfindig, der eine Korrektur an Hegels Konzept der Anerkennung erlaube, das zu einer Vereinnahmung des Anderen in der Identität führe. Dem entgegen behaupte Beauvoir: „die Anerkennung des Anderen gehöre zum intentionalen Moment der Enthüllung und drücke dessen Freude aus.“ (195)

Cavarero nähert sich ‚Schauplätzen der Einzigartigkeit‘ von der Einsicht her, daß die Philosophie von der metaphysischen Verherrlichung des Todes zu befreien und dieser ein Verständnis der Gebürtigkeit entgegenzusetzen sei. In existentialontologischer Begrifflichkeit entfaltet sie die Unqualifizierbarkeit von Individualität, die auf ein jeweiliges Erscheinen und Mit-Erscheinen von Einzigartigkeit angewiesen ist, und sie erprobt diese Sichtweise u.a. in den Erfahrungen der Liebe, der Freundschaft und des politischen Miteinander.

Bücher zum Thema

Der Aufsatz von *Sabine Gürtler* bietet einen sehr luziden Einblick in den Dialog von Luce Irigaray und Emanuel Lévinas über die Phänomenologie des Erotischen. Gürtler hebt die kontroversen Positionen beider gerade in bezug auf die Vereinbarkeit von Eros und Ethik hervor. Daß Irigaray im Gegensatz zu Lévinas an dieser Vereinbarkeit (zusammen mit der Notwendigkeit einer Veränderung der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse und deren Gerechtigkeitsvorstellungen) festhält, veranlaßt Gürtler zur Frage, ob das Auseinandertreten von Ethik und Eros bei Lévinas nicht in einer patriarchalen ‚Geschlechtermoral‘ begründet sei.

Für eine Rückkehr zu phänomenologischen Denkmotiven im nordamerikanischen Feminismus stehen die Beiträge von *Linda Fisher* und *Martin Alcoff*. Fisher legt den Schwerpunkt auf eine Weiterentwicklung der Phänomenologie durch den Einbezug geschlechtsspezifischer Themen, während Alcoff dem phänomenologischen Erfahrungsbegriff bei dezidiert feministischen Themen zur Geltung verhilft. Für Alcoff ist die Philosophie des (späten) 20. Jahrhunderts durch die Einsicht gekennzeichnet, „daß Begriffe wie Vernunft, Erkenntnis und sogar Wahrheit genauso wie die Begriffe Mensch, Geschichte und Macht Überlegungen geschlechtlich gepräg-

ter Praktiken sind, die als universale Begriffe gehandelt werden“ (228). Sie weist auf eine theoretische Verengung durch den feministischen Diskurs der 70er Jahre hin, der den Bereich der Erfahrung als ideologisch entstellt und im Zuge des Poststrukturalismus als einen Effekt von Diskursformationen betrachtete. In der Diskussion über Phänomene wie dem date rape (Vergewaltigung im Rahmen einer Verabredung) und der Vergewaltigung in einer (Ehe-) Beziehung jedoch zeige sich, daß diskursive Praktiken Erfahrungen nicht als Effekte produzieren, sondern sie erst sichtbar werden lassen. Hieran werde deutlich, daß eine zu starke Kontrastierung von Phänomenologie und Poststrukturalismus dem Projekt einer ‚Sichtbarmachung der Erfahrung‘ nicht gerecht werde. An einer Episode aus dem Jahr 1867, die Foucault im ersten Band seiner *Geschichte der Sexualität* schildert, nimmt Alcoff einen entscheidenden Perspektivenwechsel vor. Foucault schreibt von einem „Landarbeiter“, einem „etwas einfältigen Menschen“, der für ein paar Sous „von einem kleinen Mädchen ein paar Zärtlichkeiten ergattert“ und nach einer Anzeige für den Rest seines Lebens zum Gegenstand juristischer und medizinischer Interventionen wird. Er legt sein Augenmerk darauf, „daß dieses Alltagsereignis in

der dörflichen Sexualität, diese kleinen Lüste hinter den Büschen von einem bestimmten Augenblick an zum Gegenstand nicht bloß einer kollektiven Intoleranz, sondern einer juristischen Aktion, einer medizinischen Intervention, einer klinischen Prüfung und einer umfangreichen theoretischen Verarbeitung werden konnten.“ Martín Alcoff hingegen lenkt den Blick auf die Harmlosigkeit, mit der Foucault hier den Begriff der Lust gebraucht, und sie versucht anhand von gegenwärtigen Berichten weiblicher Erfahrung sexuellen Mißbrauchs im Gegenzuge die Erfahrung des „kleinen Mädchens“ zu rekonstruieren. Abgesehen davon, daß für die damalige Erfahrung dieses Mädchens im Jahre 1867 wohl nur die Archive Aussagen bereitstellen könnten, und daß durch den Hintergrund, den Alcoff in dieses Ereignis einflieht, die Darstellung Foucaults dubios erscheint, zeigt sich durch dieses Vorgehen auch, daß erst der politische Diskurs des Feminismus die Möglichkeit solcher Erfahrungsartikulationen eröffnet hat und daß somit Erfahrung zwar nicht Effekt des Diskurses ist, aber in ihm die Möglichkeit ihrer Aussprechbarkeit und Sichtbarkeit angelegt ist. So spricht ihr Beitrag für eine im Durchgang durch den Poststrukturalismus geläuterte phänomenologische Position, die zur Ergänzung feministi-

scher Theorie wie zur Explikation weiblicher Erfahrung überhaupt herangezogen werden könnte.

Der vorliegende Band macht deutlich, wie vielfältig das Denken der Geschlechterdifferenz bereits Eingang in die Phänomenologie gefunden und in ihm zur Auflösung geschlechtsspezifischer Dogmatismen und zur Revision philosophischer Hierarchisierungen beigetragen hat. Er lädt dazu ein, die Suche nach Wegen fortzusetzen, die Beziehungen zwischen den Geschlechtern auf eine neue Weise erfahrbar machen.

Ralf-Peter Mahler

